Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 26 (1936)

Heft: 39

Artikel: Aus der Geschichte eines jurassischen Klosters

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-648310

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landschaftsmaler Bleuler ein Hauß, von den Ruinen des Dörfleins Feuerthalen, erbaut, wo mehr als vierzig Personen mit Kupferstechen, Kupferdrucken, Oelmalen ꝛc. beschäftigt sind". (Feuerthalen, links des Rheins, war im April 1799 zum Teil abgebrannt.)

Nach dem Besuch Schaffhausens, dessen Namen er in einleuchtender Art als von „schaffen" im Sinn von handeln (= kaufen und verkaufen) ableitet, nimmt der reiselustige Deutsche Abschied von der Schweiz. Die Trennung wird ihm so schwer wie die von einem „zärtlich geliebten Freund". Sein abschließendes Urteil über das Gastland ist im allgemeinen günstig: „Die Nation ist ... bieder und gastfrei." Aber: „Man giebt den Schweizern nicht ganz mit Unrecht Schuld, daß sie das Geld der Fremden liebten ..." Was kaum ein nur-schweizerischer Fehler sein wird. ....

Hans Sommer.

Wie denken Sie über den Abschied?

Von Hermann Otfried.

Früher fuhr man in der Postkutsche, früher hatte man Zeit, früher nahm man zärtlich Abschied, früher ....

Und jetzt?

Jetzt begleitet man zur Bahn. Es gibt viele Torturen, aber dies ist die schlimmste: auf die Bahn ...

Wissen Sie, was „Bahnhof" ist?

Nein, ich meine nicht das massive Steingebäude mit Fahrkartenschalter, Zeitungskiosk und Heiße-Würstchen-Verkäufer, ich meine dies:

Jemand — sagen wir Tante Marliese — fährt fort. Zwei ganze Wochen hat sie bei dir gewohnt, man hat sich alles gesagt, was zu sagen ist, und Koffer, Hutschachtel, Regenschirm, Reisedecke, alles, auch Tante Marliese selbst, ist abfahrbereit im Zuge verstaut — aber ...

Aber nun sind da noch zehn oder fünfzehn Minuten bis Abgang des Zuges. — „Lieber zu früh als zu spät!" sagte Tante Marliese. — Und so stehst du nun da, freundliches Abschiedslächeln auf dem Gesicht, ungeduldiges Zucken in den Beinen, die ganz woanders hinmöchten; du siehst krampfhaft nach der Uhr, der Zeiger rückt nicht mehr vorwärts, wiederholst verzweifelt, was du schon zehnmal gesagt hast: „Und vergiß nicht ... und grüße bitte ...", obgleich es dir im Grunde egal ist, ob Tante Marliese eine Karte schreiben und den Onkel Fritz grüßen wird.

Diesen qualvollen Zustand nenne ich „Bahnhof".

Man nimmt Abschied, den man schon längst genommen hat, den man aber immer wieder wie eine viel zu lange Nudel schlucken muß. Weil Tante Marliese eben immer noch da ist. Und der Zustand wird nicht erfreulicher dadurch, daß man dabei unentwegt liebenswürdig lächeln muß — und dennoch nicht zu vergnügt sein darf — zum mindesten nicht, solange Tante Marliese noch zum Fenster herausschaut!

Schmerz haben ist schwer; aber seinen Schmerz beherrschen — das ist unsagbar schwerer. Und fünfzehn Minuten lang einen Schmerz beherrschen, der zudem nicht einmal vorhanden ist, — das ist eine sehr schwierige Sache.

„Schade, daß du schon fahren mußt!" („Herrgott, warum geht denn der Zug noch nicht?!")

„Ja, ich wäre zu gern noch geblieben, es war so nett bei euch ...." („Wenn er doch endlich abfahren wollte!")

Tante Marliese lächelt, schmerzlich, und du lächelst süß und schmerzlich, während im Herzen die Galle dir überkocht: immer noch fünf Minuten! —

Aber auch, wenn der Abschied wirklich schwer fällt — vielleicht dann erst recht —, ist „Bahnhof" ein Martyrium. Wenn keiner den Mut findet zum letzten Wort, zum letzten Händedruck, zum letzten Blick in die Augen. Man weiß: nur noch fünf Minuten — und weiß mit diesen fünf Minuten nichts anzufangen. Was gäbe man morgen, übermorgen, in einer Woche, einem Monat, einem Jahr — für diese fünf Minuten! Jetzt aber sagst du, nur um irgend etwas zu sagen: „Gut, daß du so schönes Reisewetter hast!"

Nur drinnen, ganz tief drinnen in dir stöhnt etwas leise und hoffnungslos: „Vorbei, aus, fort, — liebe, liebe ..."

Eine fröhliche Stimme vom Wagenfenster her antwortet: „Ja, gut, daß es nicht regnet ... Und grüß ... Und vergiß nicht ...!"

Du jedoch fühlst: die Stimme versucht nur fröhlich zu sein, das Lächeln ist nicht echt, es verbirgt sich dahinter eine große Traurigkeit.

Noch vier Minuten! Vier Minuten „Bahnhof" sind eine halbe Ewigkeit. Du hast nur einen Wunsch: wenn doch der Zug endlich ginge! Aber der Zug geht nicht, die Zeit geht nicht, und so bleibt dir und dem Gesicht da oben im Fenster nichts anderes als Abschied zu nehmen — Abschied unter Zeitlupe.

Die Lippen bewegen sich, das Lächeln ist erstarrt zu einer Grimasse — nur die Augen, die Augen lügen nicht, blicken immer wieder scheu zur Seite: nach dem Stationschef mit der roten Mütze — ob er nicht endlich den Fliegenschläger heben, dem qualvollen „Bahnhof" ein Ende bereiten wird?

Noch zwei Minuten! Noch eine Minute!

Weglaufen, weglaufen möchte man. Aber wer hat die Kraft, den letzten Blick selbst zu zerreißen, dem Fenster den Rücken zu kehren, dieser grausamen Folter sich durch die Flucht zu entziehen?

Da — endlich ist es so weit: der Fliegenschläger hebt sich, der Zug ruckt an, das Gesicht im Fenster beginnt zu gleiten, gleitet immer schneller, schneller — ein weißes Tuch winkt, flattert, die schwarze Raupe der Wagen biegt sich, und verschwindet...

Der „Bahnhof" ist zu Ende. Erlöst eilst du dem Ausgange zu — und erlöst sinkt drinnen im Abteil, ferne schon, jemand auf die Bank, greift nach einer Illustrierten ...

Wäre es nicht an der Zeit, dieses qualvolle Abschiednehmen zu verkürzen, den „Bahnhof", den grausamen, aufzuheben?

Möglich, daß wir sonst im Leben schon so versachlicht sind, daß wir auf diesen letzten Rest von wirklichen oder gespielten Gefühlen nicht gern verzichten möchten — vielleicht machen wir eben deshalb so leidenschaftlich gern Winkewinke, weil die romantische Zeit der Postkutsche nun ein- für allemal davongelaufen ist!

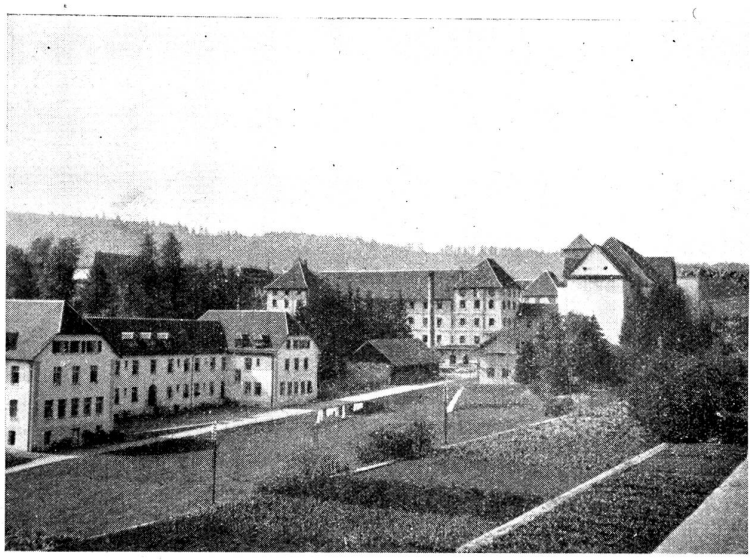
Irgendwo sagt ein Dichter: „Fortfahren ist immer auch schon ein wenig sterben!"

Ich aber halte dafür, daß auch das Abschiednehmen endlich dem Tempo unserer Zeit etwas angepaßt werde: Ein herzhafter Händedruck an der Sperre — und Schluß!

Aus der Geschichte eines jurassischen Klosters.

Dieser Tage sind 800 Jahre verflossen, seitdem im Jura das große Kloster Bellelay ins Leben gerufen worden ist. Gründer war der Propst Siginand vom Stift Münster-Granfelden, der als erster Vorsteher den Abt Gerold vom Lac de Joux einsetzte. Das Kloster gehörte dem Prämonstratenserorden an und pflegte stets gute Beziehungen mit Bern und den bernischen Klöstern. Während dem Schwabenkriege wurde das Gebäude ausgeplündert und verbrannt. Der Abt Nicolas Schnell von Biel ließ es wieder aufbauen, erneuerte den Burgrechtsvertrag mit Biel

und erwirkte vom Papst eine Bulle, die alle Besitzungen des Klosters bestätigte. Im dreißigjährigen Kriege mußten sich die Mönche viele Brandschatzungen gefallen lassen und blieben 1635 auch von der Pest nicht verschont. Im 18. Jahrhundert erreichte die geistliche Stiftung die höchste Blüte. Die 40 Mönche, unter denen sich eine große Zahl berühmter Gelehrter befand, gründeten eine Schule und unterrichteten in Religion, Latein, Französisch, Deutsch, Arithmetik, Geschichte, Geographie, Gesang und Musik. Von 1706 bis 1719 erbaute der Abt Voirol eine neue Kirche und 1719 bis 1743 der Abt Sémon von Montfaucon das jetzige Klostergebäude. 1797 besetzten die „noblen" Franzosen das Kloster, vertrieben die 31 Konventualen und veräußerten die Güter. Später installierte man im Kloster eine Uhrenfabrik, dann eine Bierbrauerei und zuletzt eine Glashütte. 1878 erwarb der Staat Bern die ganze Besitzung und schuf eine Irrenanstalt.



Irrenanstalt Bellelay im Berner Jura.

Welt-Wochenschau.

Nürnberger Echo.

Die Russen haben mit hämischer Freude zugesehen, wie die übrige Welt auf die Reden der nationalsozialistischen Führer in Nürnberg reagierte und wie sie darob die Gerichtskomödie gegen die alten Bolschewiki vergaß! „Fackeltanz auf dem Pulverfaß", überschrieb die amtliche „Izwestia" einen Leitartikel. Woroschilow, Volkskommissär der Landesverteidigung, sprach bei den Herbstmanövern der Roten Armee davon, daß man den Gegner in seinem eigenen Land aufsuchen werde, genauer, „im Lande, von welchem er herkommt". Das heißt, wenn eine deutsche Armee aus Polen herkommt, wird der Krieg in polnisches Gebiet getragen. Woroschilow läßt also zunächst die Polen wissen, daß man sie in Moskau gewissermaßen verantwortlich erklärt für einen allfälligen deutschen Durchmarsch; sie sollen wissen, daß die Russen im gleichen Moment marschieren, wo sich deutsche Kolonnen über die polnische Grenze bewegen.

Der Westen Europas hat die russischen Aeußerungen, aus denen offensichtlich der Glaube an den Ernst der deutschen Drohungen klingt, zum Anlaß genommen, genauer zu untersuchen, was eigentlich in Nürnberg gemeint war. Das heißt, ob Hitler selbst willens sei, „demnächst und sofort" gegen Rußland loszuschlagen, falls er dazu die europäische Erlaubnis bekomme. In den verschiedenen Hypothesen zur deutschen „Hintermeinung" kommen die verschiedensten Vermutungen zum Ausdruck. Es gab Pressestimmen in England und Frankreich, die einfach von Theaterdonner sprachen. Theaterdonner, für das deutsche Publikum berechnet! Eine rein innenpolitisch bedingte Herausstreichung des Nazi-Regimes, unter dem es gut zu leben sei, wogegen der Bolschewismus die Hölle bedeute, und die Demokratie eine Art Vorhölle, die geradewegs im Bolschewismus enden müsse. Die kleine Begriffsverschiebung, anstelle von „Bolschewismus" das Wörtlein „Anarchie" zu setzen, sei auch nur für die dummen Deutschen berechnet, die ja nicht unterscheiden können zwischen einer straffen Polizeidiktatur à la Stalin und einer „ordnungslosen" (anarchischen) Bürgerkriegsperiode.

Ernster als diese Annahmen sind jene französischen Kommentare zu nehmen, die behaupten, nicht das deutsche, sondern das französische Volk sei die Zielscheibe vor allem der Hitlerrede gewesen. Schon der Spruch: „Wohl dem Volke, dessen Führer Politiker und nicht Literaten sind", habe direkt auf Blum gezielt, dessen literarische Qualitäten bekannt sind. Im übrigen sei der Inhalt der Hitlerrede eine einzige Attake gegen die französische Volksfront, die als Wegbereiterin des Kommunismus charakterisiert wurde; „Demokratie", Vorstufe der Anarchie, Anzeichen des Unterganges! Somit eine Aufforderung an das französische Volk, sich dieser Demokratie zu entledigen und den Russenpakt zu zerreißen, um einen Hitlerpakt dagegen einzutauschen.

Diejenigen, die Hitlers „Mein Kampf" als Kanon für die Auslegung seiner Reden brauchen, weisen nach, daß die „Abrechnung mit dem Erbfeind Frankreich" dort vor dem Marsch nach Osten angesetzt sei. Also könne man nicht annehmen, Hitler wolle Frankreich zum gemeinsamen Kreuzzug gewinnen. Was aber könnte er sonst wollen? Zerstörung der französischen Einigkeit durch Entfesselung der Bolschewikifurcht bei den Rechtsbürgerlichen, Stärkung der fascistischen Strömungen, wodurch automatisch der Kommunismus an Bedeutung gewinne. Das klingt sehr einleuchtend! Allein man darf nicht schematisch rechnen. Willkommen wäre der deutschen Generalität ohne Zweifel ein rechtsgerichtetes Frankreich, mit dem man sich vergleichen, mit dem man vielleicht sogar zusammen marschieren könnte. Wenn aber die Rechte nicht obenauf kommt, wenn die Linke extremen Lösungen wie in Spanien zudrängt, dann käme für die deutsche Diktatur der Moment, anders zu spielen: Den Kreuzzug gegen den „Dämon Anarchie" im Westen zu beginnen. Ein kommunistisches Frankreich würde die deutsche Kriegserklärung bedeuten. Instinktiv erkennt also Paris, wie sehr es im Zentrum der deutschen Reden gestanden. Und weiter, wie man dieses Frankreich bei den Engländern und Amerikanern in Verdacht zu bringen versuchte! Eine Minierarbeit in den verschiedensten Richtungen, die vielleicht noch ihre Folgen haben kann. Falls die Fascisten in Spanien siegen, wird de la Rocque, werden verschiedene Armeekreise, werden alle übrigen reaktionären Zirkel Morgenluft wittern, und sollten die Kommunisten ihnen dazu noch Gelegenheit bieten, zu putschen, dann wären Hitlers Hohnreden über unfähige Literatenregierungen, die der Anarchie den Boden ebnen, aufs Anschaulichste illustriert. Vor einem erschütterten Frankreich aber schwände der letzte britische Respekt, und Amerika würde keinen Finger rühren, um den deutschen Rettungsmarsch gegen die „höllische, bestialische Lehre" des Kommunismus zu hemmen.

Zu beachten sind auch jene Ausleger, die sagen, die Nazireden seien eine Antwort auf die polnisch-französischen Abmachungen und müßten einerseits als Zornausbruch we-